

so gelebt. Muß man sich da noch besinnen, ob es sich lohnt, sich einem solchen Führer anzuvertrauen? Ich frage Euch alle, ich frage die Jungen in unserer Versammlung ganz besonders: Wollt ihr das Erbe Calvins antreten? Hilfe uns Gott, daß wir Ja sagen und lebendige Kirche Jesu Christi werden!

(Vortrag, gehalten an der Calvin-Feier im Amphitheater Vindonissa, 21. Juni 1936. Verlag der Evangelischen Buchhandlung, Zollikon)

Der Poltergeist im Antistitium

Weißt du, lieber Leser, was ein Antistitium ist? So wurde früher in unsern reformierten Schweizer Städten das Haus des obersten Pfarrers genannt, welcher den Titel „Antistes“ (=Vorsteher) trug. Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert nun hatte im zürcherischen Antistitium, das heute hoch oberhalb des Grossmünsters steht, Dr. Antonius Klingler seinen Sitz. Im Jahre 1649 als ein Müllerssohn geboren, hatte er als Student die Vaterstadt verlassen und dann als Professor in Deutschland und Holland gewirkt, bis er 1681 in die Heimat zurückgekehrt und Diakon an der Predigerkirche und hernach Pfarrer zu St. Peter geworden war. Das Antistesamt, das ihn schließlich ans Grossmünster brachte, bekleidete er als gestrenger Kirchenfürst während 25 Jahren. Seit 1688 mit Regula Heß, der Witwe des damals reichsten Zürchers, Hans Rudolf Hartmann zum Steinbock, verheiratet, lebt er in den Annalen der Geschichte mit dem fragwürdigen Ruhme fort, daß er der Typus des starren Eifers und des Herrenpfarrers war, wie er im Buch steht; er entblödete sich nicht, sich sogar den Titel „Exzellenz“ beizulegen. Besonders heftig fuhr er auf, wenn er in seinem Herrschaftsbereich das Wühlen schwarzer Künste witterte, und mit der Unbarmherzigkeit eines weltlichen Tyrannen ging er mit denen ins Gericht, die sich in Hexerei und dergleichen verstricken ließen. Aber „wer meint, er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle!“

Im Sommer 1701 begann es in seinem eigenen Pfarrhaus zu spuken. Ganz deutlich hatte man zur Geisterstunde jemand in Holzpantoffeln zur Laube hinausschlippen und eine Türe zuschleizen hören. Und von da an war man keine Nacht mehr sicher. Der unheimliche Störenfried machte sich immer ungescheuter und lauter bemerkbar. Man paßte ihm auf,

und richtig: man sah ihn einmal wie einen Schatten durchs Wieslein kommen und dann wieder weiß bekleidet durch den Gang schleichen. Am ärgsten trieb er es im September; da erlaubte er sich fast Nacht für Nacht seinen frechen Schabernack. Am 5. stieß er eine Stabelle die obere Stege hinab. Am 6. polterten Bücher vom Gestell. Am 8. stürzten Zainen vom Kasten. Am 9. lagen des Morgens zwei Pistolen auf einer Türschwelle. Am 10. hörte man einen Kübel mit Bohnen auf den Küchenboden fallen. Am 13. flogen Folianten die Treppe hinunter. Am 15., 17. und 19. trieb das Gespenst im Studierzimmer des Herrn Pfarrers mit dessen Bibliothek sein Unwesen. Am 21. waren den Mägden ihre Kleider ins Hühnerhöflein geworfen und dem Tischgänger sein Gewand im Wieslein hinter dem Haus zerstreut und – man denke! – des hochwürdigen Antistes dicker Kragen samt einer Schlafhaube in eine Wasserstande gedrückt. Besonders arg sah die Bescherung in der Frühe des 25. Septembers aus: da lagen in der Küche eine Kupfergelte, das Marktkessi, Salatzaizen, Milchbecken und ein goldenes Stitzlein am Boden; in der Stube waren Bücher vom Büfett geworfen und unter umgestürzten Stühlen begraben; in der Kammer auf der untern Laube fand sich ein unglaubliches Drunter und Drüber von Bettstücken, Sideln, Körben, Schirmen, Spinnrädchen mit deren Zubehör vor. Aber die Findigkeit des Unholds war noch lange nicht erschöpft. Er wurde so unverschämt, daß er zu nachtschlafender Zeit den Frauenspersonen die Bettdecke wegzog und vor ihren Augen in den Schlafstuben allen Plunder durcheinanderheute. Und einmal polterte ein halbzentriger Stein die Saalstiege hinunter, und schließlich wurde ein ganzes Bett hinausgezerrt. Selbst an wachende Hausgenossen wagte er sich heran: wie einer des Zahnwehs wegen in der Küche Tabak raucht, schlägt ihm der Poltergeist die Pfeife aus dem Mund, und, zur Rede gestellt, brummelt er nur und fährt einer Wolke gleich ins Kamin hinauf. Bald verrichtet er sein schreckhaftes Geschäft still wie eine Kirchenmaus, und dann wieder gibt er schrille Laute von sich, wie wenn man Rossen zur Tränke pfeift. Und natürlich ist ihm nichts heilig; er vergreift sich eines Samstagnachts sogar an der säuberlich geschriebenen Sonntagspredigt des hohen Seelenhirten, die man am Morgen im Roßstall findet.

Was denn nun hinter all diesem Unfug steckte, hätten die Pfarrersleute eigentlich unschwer erraten können; aber sie waren rein mit Blindheit geschlagen. Man muß wissen, daß es kein Schleck gewesen ist, in diesem Haushalt Diensthote zu sein; vor allem mit der geizigen und kei-

figen Frau Antistes war es nicht leicht, Kirschen zu essen. Am schönsten dünkte es einem immer, wenn sie für eine Weile das Feld räumte. Und eine solche Freudenzeit brach nun an, als sich das geistliche Paar im Sommer 1701 nach Schinznach verfügte, um in dessen heißen Wassern allerhand Bresten wegzubaden. Das Hausregiment hatte allerdings vor seiner Abreise den beiden Mägden strenge Order gegeben, und man hatte nicht versäumt, für ihre Beaufsichtigung noch ein übriges zu tun. Der Kandidat Bernhart Wirz, ein 25jähriger stellenloser Theologe, war um den Liebesdienst gebeten worden, in der Zwischenzeit im Antistitium Logis zu nehmen und zum Rechten zu sehen. Aber man hatte den Bock zum Gärtner gemacht. Ohnedies dem Trunk ergeben und in Weiber geschichten verwickelt, mißbrauchte er nun seine Vollmachten auf schamlose Weise. Dazu kam, daß schon vorher eine zum Haushalt gehörende Nichte des Oberstpfarrers mit einem hier ein- und ausgehenden Kostgänger eine Buhlschaft unterhielt. Kurz, da nun die Katze aus dem Hause war, so tanzten halt eben die Mäuse nach Herzenslust. Und man fand es schließlich jammerschade, daß die fröhlichen Tage und ausgelassenen Nächte zu Ende gehen sollten; auch bangte man vor der Möglichkeit, die heimkehrende Herrschaft könnte vom sträflichen Treiben, das man irgendwie weiterzuführen gesonnen war, etwas merken. Um nun die Spuren zu verwischen, kam man auf den Gedanken, einen solennen Spuk aufzuziehen. Und zwar sollte der Junker Hans Konrad Hartmann die Hauptrolle dabei spielen. Der war zwar unlängst eines jähen Todes verschieden, und man munkelte, daß es bei seinem Beerben von seiten der Mutter (eben der auf ihren Reichtum versessenen Frau Antistes!) nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen sei – um so besser eignete er sich, als Poltergeist zu erscheinen und das schlechte Gewissen aufzuschrecken. Abgemacht! Kaum sind die Pfarrersleute wieder daheim, so wird ihnen mit entsetzten Mienen eröffnet: es geiste neuerdings im Haus! Schon mehrmals sei jemand durch die Gänge geschlirpt und habe sich so betragen, wie man sich's ehemals am Junker gewohnt gewesen! Die Mägte erklären: unter diesen Umständen bleiben sie nicht! Jedenfalls nicht allein in den hinteren Stuben! Und das Manöver gelingt aufs beste: der Herr Kandidat wird ersucht, jetzt um Gottes willen nicht von dannen zu ziehen. Nach einigem Sichsperren läßt er sich herbei, dem Herrn Antistes den Gefallen zu tun. Er schlägt sein Lager auf, wo er es schon vorher hatte, und wie ein Theatermeister zieht er an den Fäden und verteilt tagtäglich die Rollen und übernimmt selber die gerissenste. Er spielt gut, man muß es ihm

lassen, und er hat Zuschauer, die gespannt mitgehen, daran ist kein Zweifel. Wir hörten es schon.

Mit einer Beharrlichkeit, die einer edleren Sache würdig wäre, trieb man den Spuk während voller sieben Monate. Dann, Ende Januar 1702, brach der erste Akt des schauerlichen Dramas plötzlich ab. Allgemeines Aufatmen! Viel fromme Sprüche! Sieghaftes Selbstgefühl des Kirchenfürsten, daß man mit dem rechten Glauben des Satans Macht gebrochen habe! Dabei war es höchstwahrscheinlich nur das, daß die Verschworenen der Sache selber nicht mehr recht trauten und es für geratener fanden, aufzuhören, bevor man sie auf frischer Tat ertappe; vielleicht glaubten sie Anzeichen zu sehen, daß man ihnen schon auf der Spur sein könnte. Unterdessen war eben auch eine der Mägde verzogen und eine neue in den Dienst getreten, die von allem nichts wußte und die einzuweihen doch zu gewagt erschien. Aber die Katze läßt vom Mäusen nicht. Bald bekommt auch der neue dienstbare Geist die Härte der Pfarrerin zu spüren, und sie erschrickt jedesmal zu Tode, wenn sie etwas verunschickt. Und dann kommt der Unglückstag, wo sie zwei Plättlein fallen läßt und in großer Not von Laden zu Laden läuft, um das in Scherben Gegangene so zu ersetzen, daß man es nicht merkt. Aber nirgends ist die gleiche Sorte aufzutreiben. Und wie sie schier verzweifelt, kommt der Kandidat in die Küche und will wissen, warum sie heule. „Bloß das?“ lacht er dann und hat sofort einen guten Rat. „Leg die Scherben nur ruhig auf den Boden und geh in die Stube und melde der hochwürdigen Frau: jetzt sei der Kragenwäscher wieder dagewesen!“ Und richtig: niemand keift mit ihr! Gut, daß sie diesen Sündenbock weiß! Und nun wird mit der Hilfe des frischen Mitwissers die gruslige Geschichte wieder aufgenommen und womöglich mit noch größerer Hemmungslosigkeit weitergespielt. Neuerdings kollert ein Steinklotz samt einem Sessel mit solchem Geprassel die Treppe hinunter, daß man zuerst an ein Erdbeben denkt. Aber nein, der Poltergeist ist wieder da! Und stets neue Abwechslung im Zuleidewerchen: er reißt die Fensterläden auf und schlegt sie zu, wie es ihm beliebt. Er wütet in den Stuben, vergreift sich an frommen Büchern und schmeißt sie hinterrücks Ahnungslosen an den Kopf. Äpfel fliegen unversehens durch den Raum, der Feuerkübel wird einer Magd nachgeworfen, eine andere erhält einen Puff an die Seite. In der Samstagnacht verschwinden Schuhe, daß man am Morgen nicht in die Predigt kann. Und wie man ein andermal – es ist mitten im Winter – aus der Abendandacht heimkommt, stehen im Antistitium alle Türen sperrangelweit offen, daß man in den eiskalten

Stuben nirgends einen warmen Winkel findet. Dann wieder macht er am heiterhellen Tag seine Aufwartung und kehrt in der Küche das Unterste zuoberst und reißt einer Magd ihre Kleider von der Wand und wirft einem Dazukommenden den Hut hinter die Bank. Bei einer andern Gelegenheit fliegt einem Hausgenossen ein Scheit zwischen die Beine oder wird ein Hafen mit siedendem Kabiswasser umgestoßen, daß er in die Brüche geht. Es kommt auch vor, daß, wenn man Wein im Keller holen will, der Unhold einen im Dunkeln mit Ohrfeigen traktiert; sogar dem Oberstparrer soll dies einmal begegnet sein. Man greift sich an den Kopf und fragt, wo denn die dummen Leute ihre Augen hatten. Einmal lag die ganze Hausgemeinde auf den Knien – auch der Obergauener Wirz war mit dabei – und flehte soeben um die Abwendung der Plage, als just Äpfel durch das Zimmer flogen und den Herrn Antistes von hinten trafen, der aber keinen Augenblick daran zweifelte, daß der Satan grad jetzt wieder seine Tücke zeige. Der abgefeimte Kandidat wußte halt mit unendlicher Schlaueit jeden Verdacht zum voraus abzubeugen; er spielte mitunter den Beschützer und eifrigen Fahnder nach dem Poltergeist. So rief er eines Nachts überlaut im Gang: „Halt! halt!“ und stürzte mit gezücktem Degen die Treppe hinunter und auf den Hof hinaus. Zurückkommend erzählte er, es sei auf der Schütte Korn gestohlen worden, und fast hätte er den Schelm erwischt; er sei vor dem Haus über ihn hergefallen, aber jener habe sich zuerst erhoben und sei verduftet. In der Tat fand man dann auch Blutspuren im Schnee, aber der Verteidiger hatte den roten Saft aus der Metzg holen lassen. Einmal hatte Wirz die Kühnheit, seinem Dienstherrn nahezu legen, ob er nicht jemand, der Gespenster vertreiben könne (er wußte einen!), um seine guten Dienste bitten wollte; doch Klingler wehrte ab: „Behüt Gott!“, er begehre nicht, mit einem solchen zu tun zu haben! Er vertraue Gott, der ihm schon helfen werde.

Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht, und der Kragenwäscher geistert, bis man ihn endlich doch erwischt. Die Sache drohte nachgerade zum öffentlichen Skandal zu werden, und weil es nicht dazu kommen durfte, daß die Spitze der zürcherischen Geistlichkeit der Lächerlichkeit zum Opfer fiel, legten sich schließlich gute Freunde ins Mittel und brachten die Pfarrersleute dazu, endlich unter dem verdächtigen Hausgesinde aufzuräumen und den verdächtigen Dienstboten den Laufpaß zu geben. Dies geschah eben zu der Zeit, als der Kandidat krankheitshalber ohnedies das Antistitium verlassen mußte. Und siehe da – vom Tag an konnte

man wieder einmal ruhig schlafen. Das Gepolter brach ab. Der Schabernack war ausgespielt. Das Gespenst zeigte sich nimmer. Und nun gingen sogar dem Doktor der Theologie und weiland Professor der Philosophie die Augen auf, was hinter der Decke gesteckt haben könnte und wie lange und scheußlich man in seiner Gutgläubigkeit (besser: Schlechtgläubigkeit) geprellt worden war. Aber nun zeigte sich der hohe Herr nicht eben von einer guten Seite, geschweige denn in einer christlichen Haltung. In seinem Ehrgefühl maßlos verletzt, tat er sein möglichstes, daß der Hauptanstifter des gotteslästerlichen Unfugs seinen verdienten Lohn bekam. Es gab böses Gerichtswetter. Der Antistes reichte bei Bürgermeister und Rat Klage ein. Wirz wurde gefangengesetzt; auch bei den mit in den Unfug Verwickelten walteten die Untersuchungsrichter mit schonungsloser Gründlichkeit ihres Amtes. Die Verhandlungen, die sich durch Monate hindurch zogen, förderten ein für alle Beteiligten tief beschämendes Bild zutage: das Zürcher Antistitium war während mehrerer Jahre der Ort unglaublicher Ausgelassenheit, ja wahrer Unzucht gewesen. Es berührt uns heute besonders peinlich, daß der Antistes, der doch wahrhaftig auch Dreck am Stecken hatte, die Unverfrorenheit aufbrachte, den Richtern die unnachsichtigste Bestrafung des Missetäters nahezulegen. In den Wellenberg geworfen und auf die Folter gespannt, hatte er inständig um Erbarmen gefleht und Besserung versprochen – half nichts mehr! Mit allen gegen eine einzige Stimme fällten die Herren des Rates das Urteil: Tod durch das Schwert. Und alsbald wurde der Verbrecher auf den Fischmarkt geführt und ihm vor allem Volk zu wissen getan, was nunmehr seiner warte: „Daß er dem Scharfrichter anbefohlen werde, welcher ihme die Händ fürsich binden, ihne hinauß auf die gewöhnliche Wallstatt führen und ihme daselbst mit einem Schwert das Haupt von dem Körper hinweg schlagen solle, also daß ein Wagen-Rad zwüschent dem Haupt und Körper durchgehen möge, womit er dann gänzlichen gebüßt und dem weltlichen Gricht und Rechten gnug gethan haben solle. Hilfe dir Gott!“ Und sogleich ging es mit ihm über die Rathausbrücke durch den Rennweg zur Sihlbrücke hinaus, und dort ungefähr, wo heute das Bezirksgebäude steht, hat er für seine Übeltat mit seinem jungen Leben gebüßt, sie bereuend, wie eine alte Chronik berichtet, „so daß er vast jedermann im Außführen durch Mitleiden die Augen benetzt.“ Und es steht zu hoffen, daß an jenem Tag auch im Antistitium kein gemüthlicher Feierabend war und daß in der Nacht drauf die Pfarrersleute Mühe hatten, den Schlummer zu finden, nicht freilich wegen des Gespen-

stes draußen, sondern wegen des Poltergeistes drinnen, welcher für anständige Menschen das Gewissen ist.

Wer über die glimpflichere Bestrafung der andern Beteiligten das Nötige und über die ganze unerbauliche und doch auch heute noch lehrreiche Geschichte Genaueres erfahren möchte, sei auf die vortreffliche, auf die Verhörakten sich gründende Untersuchung „Der Kragenwäscher“ von Dr. Paul Corrodi im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1938 verwiesen. Was dort in breiter Ausführlichkeit berichtet ist, haben wir hier kurz nacherzählt.

(Zwingli-Kalender 1944)

Ein Kämpfer aus Liebe

Wie immer, wenn der Pfarrer Johann Caspar Lavater predigte, war am 28. Oktober 1792 die Peterskirche zu Zürich gestoßen voll. Und wie immer, so hing auch jetzt die aus der ganzen Stadt zusammengeströmte Gemeinde mit mächtiger Ergriffenheit an den Lippen des lebendigsten Verkündigers seiner Zeit. Aber was man an diesem Sonntag von ihm zu hören bekam, schlug so wuchtig ein, wie man es vorher kaum je erlebt hatte. Lavater brachte die Französische Revolution auf die Kanzel. Das hatte er zwar früher auch schon getan. Doch heute warf er mit einem kräftigen Ruck die Weiche herum; das war die Überraschung, die der Zuhörerschaft schier den Atem verschlug. Bisher hatte er immer geschwärmt für die neuen Gedanken, die in Paris aufgebrochen und von dort wie ein Frühlingssturm durch die Völker gefegt waren: endlich falle die alte, morsche Welt in Trümmer, und eine neue, bessere Zeit ziehe herauf; im Namen Christi willkommen die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit! Nun aber gab die Glocke auf einmal einen ganz andern Ton. Der Prediger hatte als Text jene Stelle aus dem Spruchbuch Salomos gewählt: „Ein Wort, geredet zu seiner Zeit, ist gleich goldenen Äpfeln in silbernen Schalen.“ Und dieses das Gebot der Stunde zum lauten Ausdruck bringende Wort hieß jetzt: Gefahr im Anzug! Der Feind vor den Toren! Wachtet und widerstehet! Wir hatten uns täuschen lassen. Wir meinten: Friede!, und es ist Krieg. Wir jubelten: Reich Gottes! und nun zeigt es sich, daß die Dämonen der Hölle los sind. Mit seinen neuesten Schand- und Mordtaten hat das Pariser Regime die Maske abgeworfen; sein wah-